

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

278 (28.11.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Der Büchertisch der Volksfreundbuchhandlung

Der Büchertisch 1930, Heft 4. Nationalismus.  
Seiten reich illustriert. Verlag: Büchertisch G. m. b. H., Berlin.  
Preis 90 Pfa. Für Büchertischmitglieder kostenlos.

In diesem neuesten Heft der Büchertischzeitschrift ist jeder einzelne Beitrag ein wichtiger Schlag! Das ganze Heft ein einigartiges leidenschaftliches Anknüpfen, das bei aller sachlichen Schärfe es nicht vermag, sich Humor und Satire dienstbar zu machen. Es ist außerordentlich begrüßenswert, daß die bereits in der Sozialistischen Kultur veröffentlichte ausgezeichnete grundsätzliche Arbeit von Karlus Bera „Rechtsrevolutionärer Geist“ durch Aufnahme in den Büchertisch jetzt einem breiteren Kreis zugänglich wird. Die in dem Heft formulierte das Programm der „Rechtsrevolutionären“ mit den Worten: „Krieg als Selbstwehr“, „zum Notwehr erhobener heldischer Kämpfe“, „eine wertvolle Ergänzung dieser Unternehmung ist die moderne Landsturmideologie, die den Beitrag von A. Land dar, in dem die Unabänderlichkeit der Hitlerbewegung wissenschaftlich durchleuchtet wird. Die Massen, die der Nationalismus sammelt, sind Massen Entmenslichter, Entmenslichter, Entmenslichter. Sie sind die Massen namenloser Opfer des nationalsozialistischen Systems“. Beide Aufsätze bringen eine Fülle wertvoller Aufklärung, sachlich und dennoch lebendig vorgetragen. Neben der Seite einleitend eine Auswahl charakteristischer Bilder der Verbindung mit Kurzschriftchen und Gebilden des wahren Lebens der nationalsozialistischen Bewegung. Ausgezeichnet das „Erlebnis des Kampfes“, ganz stark im Angriff die „Kallide vom Jostitz“ und „Bruchstück „Im Hause des Freiherrn“, Schilderung eines indischen Familienbildes die Novelle „Entwurzelung“, farnos die Volksgeschichte des Kleinbürgers in Böhren, „Wurzel des Antifemismus“. Von diesem vierten Büchertisch dieses Jahres geht eine große Wirkung aus, die berufen ist, aktive Kräfte der Auflehnung gegen den Nationalismus in Bewegung zu setzen. Es zeigt von höchster Bereitschaft der literarischen Zeituna des „Büchertisch“, daß das in dem Heft vorliegende Heft „Nationalismus“ zurückgestellt werden, und somit ein Thema zur Behandlung kam, das durch seine Aktualität größter Beachtung sicher ist.

## Für das Bücherbrett der Frau

Das Leben der Marie Sammetat  
Roman, 332 Seiten, Verlag: Der Büchertisch, Berlin 1930.  
Preis: 4.80 M., für Mitglieder des Büchertisch 3. — M.

In diesem bisherig sehr starken Buch breitet Josef Maria Franz seine neueren schillernden Einzelfiguren vor uns aus, die zusammen jene großartigste Summe großartiger Massenelends bilden. Der Held des Buches ist ein nach Österreich. Franz wendet bei der Schilderung des Landvolkes die bewährten Mittel der großartigen literarischen Romantradition mit Erfolg an. Es entsteht ein großes breites Bild der Umwelt und ihrer Menschen, in der Marie Sammetat aufwächst. In die Dämmerung der Frauenelände des Lebens: der dem Alkohol ergebene Vater mißhandelt im Kaufhaus die Mutter. Dieser Vorgang — dem Kind für das ganze Leben unheilvoll — ist der Grundfaktor des Buches an. Es ist ein Buch, das von einem schmerzhaften Leben in sentimentaler Verzweiflung berichtet, sondern ein Buch von erstem eckigem Lebenskampf, der unter den gegebenen Voraussetzungen zwingend sein muß in Verzweiflung und Zusammenbruch. Es ist ein Buch, das die Gründe aufreißt, die als Ergebnis der Klassenelendigkeit und der vielen Klassenelendigkeit mit dem Schicksal der Menschheitselendigkeit in Verbindung stehen. Die Schauern der Pubertät rettet sich Marie Sammetat in den Strom einer Leidenschaft, die ihr zum Verhängnis wird. Ihr Schicksal, einmal dem Mann ihrer Wahl geopfert, ist ihm demütigsten verfallen. Fritz Waltruch, der Kellner, ist der Typus des schmerzhaften Menschen unserer Zeit, der vorübergehend in die ländliche Dämmerung der Heimat verdrängt werden konnte, dessen schmerzhaften Lebensraum, der einstige, in dem er existieren kann, zerstört ist, die Großstadt ist. Dort trifft ihn nach dem ersten geistlichen Buch Marie wieder, um sich ihm erneut unter dem

Druck eines inneren Zwanges hinzugeben. Die Bindung an den Vater ihres unehelich geborenen Kindes ist stärker als die Stimme der Vernunft. Die Ehe, die zuerst einen glücklichen Verlauf nimmt, wird zur Marter durch die krankhafte Veranlagung des Mannes, der im Kern vielleicht gut aber haltlos ist. Trunksucht und Spielvergnügen verführen Fritz zum Schuldenmachen und zum Diebstahl, während Marie in übermenschlichen Ringen für die Kinder für sich zu sorgen unternimmt. Ihr Wunsch, sich dem Manne zu lösen, führt zur Scheidung. Fritz, der immer tiefer sinkt, versteht es dennoch, wieder in Beziehung zu Marie zu kommen, die er erst anbietet, dann beraubt und schließlich im Kaufhaus verewaltigt. Wirtschaftskrisis, Arbeitslosigkeit, Not und Mangel bringen Marie nunmehr in Gegenstand zu S 218 Str. G. B. Sie wird verhaftet und verurteilt im Gefängnis dummer Verewaltung. Ueberwältigt von einem Gefühl elementarer Sinnlosigkeit des Daseins entläßt sie sich selbst. Franz' Schilderung dieses Lebens der Marie Sammetat, freier sich aus der ersten Breite des Anfangs zu wichtigen dramatisch lebendigen Bildern, die mit der jagenden Heft des Filmsbandes vorüberfließen. Berlin, das unerhörliche Thema, erzieht in knappen Fortsetzungen, in denen die ganze unerhörte Atmosphäre der Weltstadt eingefangen scheint. Viel wäre zu sagen über die Darstellung der Marie Sammetat selbst. Franz hat hier ein Seelenbild von größter Eindringlichkeit gegeben. Prachtvoll das Erwachen Maries zum Weib bei der ersten frühen Dinge an den Kellner Fritz Waltruch, feinsinnig entwickelt die Reifung zur Mütterlichkeit, überzeugend Maries tapferes Verhalten im Kampf mit den unerhörlichen Verhältnissen, mit diesen Kasernen des Leibes und der Enttäuschung, die auf sie herunterprallen, erschütternd das Ende dieser restlos abgemängelten. — Franz' Buch wird in erster Linie den Frauen viel zu sagen haben und in ihre Hände wünscht

man es vor allem. Dem Mann vermag es einen Einblick zu geben in das Seelen- und Gedankenleben einer Frau und Mutter, wie er ihn selten in dieser Geschlossenheit bekommt. Der Jugend sei es die Schilderung eines Daseinskampfes innerhalb der Schranken der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, deren Sprengung ihre geschichtliche Aufgabe ist.

Der Hauptmann von Köpenick. Wilhelm Schäfers ausgezeichnete Roman über den Fildschuster Wilhelm Voigt, der im Oktober des Jahres 1906, gestützt auf die Unantastbarkeit einer preussischen Hauptmannsuniform, den Magistrat der Stadt Köpenick verhaftet und mit dem Inhalt der Stadtkasse kassiert, ist im Verlag Georg Müller in München in einer vorzüglich ausgestatteten P o l s a u s a b e zum Preise von nur 3.80 M. erschienen. Es ist außerordentlich zu begrüßen, daß dieser echte Volksroman dadurch zu weiser Verbreitung gelangt, als es bei einem Preise von 6 M. möglich gewesen wäre. Das Buch, das den einzigartigen Streich über den damals alle Welt in ein lautes Gelächter ausbrach, aus der Lebensgeschichte des Kleinbürgers Voigt ableitet, gibt ein unheimlich echtes Bild von der um die Jahrhundertwende beginnenden Entwurzelung des Kleinbürgerlichen Menschen, für den in der sich hochantelastisch und imperialistisch entwickelnden Gesellschaft kein Platz mehr ist. Ein um geringfügiger Jugendverwechslungen, deren Ursache auch wieder in den Verhältnissen zu suchen ist, aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßener sucht vergebens den Anschluss wieder zu gewinnen und rächt sich zuletzt nach einem jahrzehntelangen Irrgange von Enttäuschung mit einer Schalkstas, die damals als guter Witz belacht wurde, heute aber als Sinnbild der beginnenden Auflösung des Vorkriegsstaats in unser Bewußtsein übergegangen ist.

## Ein Wiedersehen

Wir bringen im folgenden eine Szene aus dem Roman „Das Leben der Marie Sammetat“ von Josef Maria Franz zum Ausdruck. Das Buch ist im „Büchertisch“, Berlin SW 61, erschienen.

Blumw ärtlich, etwas verlegen, aber tapflich griffstark nimmt er ihre Hand, die sie — so schwach, sie ihm zu entwenden — ihm läßt. In ihrem Kopf wirbelt jetzt alles durcheinander.

Was ist das? — Ja, was hat sie ihm eigentlich vorzuwerfen? Was denn? — Marie weiß selbst nicht mehr Bescheid. Da ist der Mann, der doch der Vater ihres Kindes ist und den sie doch einmal gern gehabt hat. Hat sie ihn jetzt noch gern? Marie fragt es sich und kann sich keine Antwort geben. Es ist alles so unklar, so schwachend.

Warum wollte sie ihn eigentlich forschenden? Die Angst war schuld. Die Angst, Trude könnte erfahren und könnte erzählen, die Herrschaft könnte es erfahren, daß sie den Vater ihres Kindes wieder getroffen habe, und könnte falsche Schlüsse daraus ziehen. Und dann? —

Wäglich fällt es Marie ein, daß er ja gar nichts weiß. Ihr Gesicht wendet sich jäh und spähend ihm zu. Tonlos fragt sie ihn: „Weißt du — doch ich von dir — ein Kind hab —?“ Fritz fährt zusammen. Starrt sie an. Senkt dann den Kopf. Erst jetzt befreit er.

Vorsichtig und schon hebt er wieder den Blick zu ihr. Tätigheit sie plump, schweigt aber noch. Langsam fahrt er sich. Ohne ihm anzusehen, ergrübt sie. Alles. Von dem Abend an, an dem sie sich zum letztenmal getroffen hatten, bis jetzt.

Fritz ist stillgeworden und kleinlaut. Er sieht sich verlegen um. Jetzt ist es fürchterlich für ihn, hier zu sitzen. Es ist ihm, als hätte der ganze Saal aufgehört und weise nun mit dem Finger auf ihn. Er schämt sich. Und Marie fühlt es. Und zum erstenmal spürt sie wieder Wärme für diesen Mann, der neben ihr sitzt mit geducktem Kopf, schweigt und ihr rätselhaft ist.

Fritz reißt sich zusammen. Es kommt gezwungen, doch wohl echt aus ihm heraus: „Wenn es so ist, Marie, dann müssen wir eben

recht zusammenhalten, verstehtst du. Und — froh bin ich doch, Marie. Und jetzt mußt du auch froh sein, weißt du. Kopf hoch, Marie! Ich bin kein Schuft.“ Und leise: „Und ich hab dich gern, Marie.“ Marie sieht an ihm vorbei. Was soll sie nun glauben! Wenn soll sie glauben — ihm oder dem Leben? Sie weiß es nicht. Noch nicht. Sie bittet nur Fritz, Trude, ihrer Freundin, nichts von alledem anzudeuten.

„Ich hab jetzt Ruhe, Fritz. Und ich will die Ruhe nicht verlieren. Nicht wie damals.“ Fritz verzieht es. Sie sitzen schweigend. Bis er einem Kollegen winkt und Wein bestellt. Er zeigt dem Kollegen Marie, holt. Wirklich weiß der Fremde von ihr. Marie lächelt zum erstenmal Fritz zu, der nickt: „Siehst du, Marie, daß ich die Wahrheit gesagt hab?“

Marie schweigt. Fritz schenkt Wein ein, lächelt ihr wortlos das Glas hin, hebt das seine hoch, Marie entgegen.

Die sieht ihn an. Zögert. Sieht ihn immer wieder an. Langsam rückt ihre Hand über das Tischglas. Dem Glase zu. Zögert, will zurück, will hin, freit um das Glas. Die Finger heben sich zu dem dünnen Fuß, wollen zu ihm, umfassen ihn. Langsam hebt sie dem Glas. Es schwanzt über dem Tisch. Die Hand bricht das Glas höher. Dem Mund zu, den noch immer das weiche Lächeln umspielt. Wieder Schwanzen in der Luft. Wie Kurven, die den Kampf um einen Entschluß aufzeichnen.

Fritz löst sein Glas an das ihre. Der Klang ist hell und gut. Marie empfindet das deutlich.

Ihre Hand gibt ihrem Glas einen Stoß. Kühn und beruhigend rinnt der Wein über ihre Zunge. Marie lächelt wieder schwermütig Fritz zu. Sie hat den Kampf ausgelämpft. Nur weiß sie nicht, hat sie gesiegt oder ist sie besiegt worden?

Aufatmend, zufrieden sieht Fritz um. Und läßt wieder auf, plätschlich und laut, daß Marie zusammensinkt und die Hände zwischen ihren Brauen wieder da ist. „Fabelhaft ist das, Marie! Farnos, was? Daß wir zwei uns nun doch wiedertreffen haben! Wir zwei, Marie!“

Marie sieht in forschend an. Ihr Blick ist tief und rätselhaft. Ihr Blick fragt.

## Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirauer  
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

(Nachdruck verboten.)  
Seit Tagen wanderte er ziellos durch diese Osterortsteile eines unheimlichen und borchte in sich hinein. Laufsteige in diesem Frühling, nach Arbeit am Regentisch, am Oskar, lebte sich mit dem Leben des Verbannten nach der Heimat in die Unendlichkeiten des Kosmos. Doch noch schwebte die Schwermut, die ihn verhängen über den Stern genauen hatten. Leere war in ihm und die Erde und Erdgerüche.  
Die Mission lag seiner Natur fern. Doch bisweilen gedachte er mit neugierigen Blicken der beamteten Kollegen, die Tag für Tag im schlichten Ueberdruck, in den Sternwarten der Welt ihre Pflicht erfüllen. Warum war er, gerade er, zur Erweckung, zur Inspiration verdammt! Warum sah er nur die Effekte, im Kauf des Hirs und Hersens, Aufzügen und Überzeugungen seiner Wissenschaft?  
Jedem das Seine! Er war eben kein klassischer Forscher, der tromm und brav in fettem mühseligem Kladen Stein sein zu seinem Gelehrtenbau türmte. Er war Romaniker wie Wilhelm Herrschel, der als Hoochbläser eines Regiments in Hannover, ohne Sternwarte und Kiefenferntorb den feststen Planeten der Sonne, den Uranus, fand, eine neue Welt entdeckte, die Kolombus des Himmels. Wie Peter Hansen, der kleine Uhrmacher zu London. Sie alle waren, wie er, ein Springquell, der aus dem Himmel floss. Arbeitete auch fast jeder große Künstler nur, wenn sein Dämon ihn rief, wenn seine Zeit sich erfüllt hat, er nicht auf seine Art ein obender Dichter und Gelehrter sein konnte!  
Dieser schmerzhaften Selbsterkenntnis entzerrte ihn das Leben. Die Abenteuerlust, die ihn von Almeria forgerissen hatte, war ermüdet. Er quälte sich mit sich, obwohl er alle diese Dinge durchlitten hatte. Doch nichts verriet sich leichter als die kleinen, die künstlerisch produktiven Prozesse. Sie sind verweht, sie sind zerronnen, wenn der vulkanische Ausbruch des großen Lebens die Seele prengt.  
Dabei hatte Deter Kleinigkeiten geschrieben, Dinge, die seine geistliche Kraft nicht berührten. Alltagsram, unter dem Pseudonym Karl Dörm. Den Namen „Neumeyer“ hatte er seit der schmerzhaften Begegnung abgelegt. Damit hatte er sich den schmerzhaften Abstieg seiner Klavierarbeiten bei dem „Jungosa“ verschlossen.  
Einige Artikel hatte er zu armenigen Anfänger-

honoraren angebracht. Doch sie reichten nicht zum Lebensunterhalt. Die weise Mahnung der Hotelrechnung, die vom Tische seines Zimmers in „Anslaterra“ auf ihn eindrang, konnte auch die wenigen Peletas nicht zum Schweigen bringen, die ihm der Handelsleiter auf den braunen Anzug gesackelt hatte. In dessen Westentasche ruhte das goldgeladene Los.

Doch Gelbgehorne bedrückten ihn nie. Irgendwie mußte das Leben doch weitergehen. So oder so. In diesen violetten Klammern der Frühlingstagen in dieser wohligen leichten Stadt schleimte er Kunst. Die Kathedrale tat es ihm an.

Diese hochstehenden Säulen in ihrer schlanken Kraft und Schönheit, diese höhenfündende Gotik hatte für ihn etwas Astronomisches, in den Himmel hinauftragendes.  
Und hier, in dem Mysterium flüsternden Halbdunkel des schwarz verhängten Passionsdomes sah er zuerst Harriet Keenor.

Mit weit zurückgebogenen, gebreiteten Armen, dieser hinausgegebenen und gnaden-empfangsträchtigen spanischen Art zu beten, kniete sie dicht neben dem Grabe des Kolombus vor einem Madonnenbilde Murillos.

Trotz ihrer Haltung erkannte Deter sofort, daß sie keine Spanierin sei. An irgend etwas Fremdem an ihr. Sie sah ihn nicht. Ihre Augen, atose erime gekehrte Augen, hingen fanatisch an den schmerzlichen Zügen der Madonna. Zuerst kannte seine Aufmerksamkeit ihr durchscheinendes materielles Profil, diese seltsame Schönheit und Jugend unter weißen Haaren. Die Blässe der Haut, die Farblosigkeit des unbekendeten Kopfes wurde empatisch betont durch den schimmernden Smaragd der Pupillen. Sie leuchteten aus der Fahlheit des Gesichtes und dem Dunkel der Kathedrale. Rabuten ihn an die jungen strahlenden Siriusaugen Katarinas. Doch ganz anders waren diese. Das hellstünkelnde Emeraldarün des mittelsten Sterns im Dreieckigen Gamma der Andromeda.

Die Lippen der Frau bewegten sich, doch ohne Worte.  
Er schämte sich seiner nachspürenden Beobachtung und vertiefte die Kirche.

Das zweitemal begegnete er ihr in der Academia de Bellas Artes. Auch hier hatte er etwas gefunden, das ihn immer wieder herza. Den heiligen Dominikus von Martinez Montañas, dieses ihm unbegreiflichen Menschenalters, dieses größten Bildhauers, der Sevilla den Stempel seiner Schöpferhand aufgedrückt hat. Ein dunkler Mönchskopf, von einem ausbleichen düsteren Alpentum durchblutet, in weißeländiger Kutte, ein goldgerabertes Buch in der Linken. Diese Hand griff nach Deter. Sie lebte, sie atmete. Vor dieser Priesterhand verließen die ersten demütigen Gedanken in ihm empor. Vielleicht waren es auch Radweber der entflammten Anklagen Katarinas, die in ihm wickeln und webten.

Wunderjam, kann er, was wir Zwerg, wir Würmer, die auf dieser Nitrode Erde umherkriechen, doch schaffen. Bin blind ge-

wesen für Kunst. Törichte Verblendung. Und die Wissenschaft! Gerade meine! Ist die nicht auch ein Stolz dieser Wissenschaft? Im Vergleich zu den astronomischen Räumern ist er ein kaum mikroskopisches Wesen auf dem kümmerlichen Planeten einer Sonne letzten Grades und letzter Größe. Und doch vermisst er sich, dieser Däumling, das Werden des Alls zu errunden, mit seinen mangelhaften Augen, — jeder Raubvogel kann ihn darum verachten — in die fernsten Himmelsräume vorzustoben, an die letzten Geheimnisse des Universums zu tasten. Was hat sie schon alles entziffert, diese Ameise am Geisteswerk! Wie viele hatten sich seit Jahrtausenden in die Unendlichkeit hinaufgemauert, von Eudros bis auf diesen Tag. Schleuderten sich hinaus aus dieser Welt in die Mysterien des Alls, ramnten die wissenschaftlichen Stürme gegen die Gestirne. War diese titanische Verbissenheit, zu erfahren, zu wissen um das All, in dem die Menschen als kleinste, kaum sichtbare Eintagsfliegen flatterten, so verächtlich, so gering, selbst an astronomischen Zahlen und Größen gemessen?

Er wurde müder und gerechter in diesen lauen Spivler Osteragen. Seine Menschlichkeit feierte ihre seltene Auferstehung.

Und hier, vor dem Christusbilde, das einst in dem Saale des Kegergerichtes der unerhittlichen Inquisition, dieser tragischen Verirrung des Menschengelittes, gehangen hat, sah er Harriet Keenor zum anderen Male.

Eine Herde Engländer wurde durch die sonnenlüsternen Patios und Säle dieses Märchenmuseums getrieben. Der Herr erläuterte die Herkunft des Bildwerkes. „Der hat viel Leid gesehen!“ leuchtete ein Herr mit altgebender Brille. Dann trottete die Herde laut schwachend in einen anderen Saal.

Deter stand berückt vor der Holdheit der kleinen Dolorosa des Redana. Da vernahm er hinter sich schmerzgebaltete englische Worte. „Die wollen wissen, was es heißt, zum Feuerort verurteilt zu sein!“

Er wandte sich höflich um. Und sah wieder die Gamma-Andromeda-Augen verloren zu dem Kreuzifix hinaufschwimmen in einer Qual, die an die letzte Grenze menschlicher Leidensfähigkeit streifte.

Unhörbar schlich er hinaus.

Doch diese Gärten zwischen den alten Klostermauern, diese Patios des Museums mit ihrem Rosengerank, ihrem lauzigen Grün, ihrem Orangensüßholzhauch, ihren weißen plätschernden Springbrunnen, dem metallischen Blau des besonnenen Himmels, das sich über das blendende Weiß der Mauern spannte, dem Jubel der sprühenden bunten Kacheln der Wände, alles hatte Farbe und heiteren Glanz verloren. Er sah nur dieses reine bleiche Frauen-gesicht, das aufgerissen wie in einem Schmerze, der alles Licht dieses andalusischen Frühlingstages, allen tändelnden Uebermut dieser Stadt des Don Juan und Figaro ausmerzte und verflöchte

(Fortsetzung folgt.)